

SONDERDRUCK AUS:

KOMMUNITARISMUS VERSUS LIBERALISMUS

COMMUNAUTARISME
CONTRE LIBÉRALISME

COMMUNITARISMO
VERSO LIBERALISMO

VORTRÄGE DER TAGUNG DER SCHWEIZER SEKTION
DER INTERNATIONALEN VEREINIGUNG FÜR
RECHTS- UND SOZIALPHILOSOPHIE
VOM 23. UND 24. OKTOBER 1998 IN BASEL

RENCONTRE ANNUELLE DE L'ASSOCIATION SUISSE
DE PHILOSOPHIE DU DROIT ET DE PHILOSOPHIE SOCIALE
LES 23 ET 24 OCTOBRE 1998 À BÂLE

ATTI DEL CONVEGNO ORGANIZZATO DALLA SEZIONE SVIZZERA
DELL'ASSOCIAZIONE DI FILOSOFIA DEL DIRITTO E
FILOSOFIA SOCIALE, BASILEA, 23 – 24 OCTOBRE 1998

HERAUSGEGEBEN VON / ÉDITÉ PAR / ORGANIZZATO DA
KURT SEELMANN



FRANZ STEINER VERLAG STUTTGART
2000

Inhalt / Table des matières / Sommario

Vorwort / Préface / Prefazione	7
Emil Angehrn: Öffentlichkeit und Partizipation	9
Agostino Carrino: Differenza, „eguaglianza complessa“ e idea di tolleranza nella filosofia politica di Michael Walzer	23
Jean-Claude Wolf: Wie kommunitaristisch darf der Liberalismus sein?	37
Ueli Mäder: Kommunitäre Individualität und neue Identität	61
Thomas F. Mastronardi: Mediation – ein kommunitaristisches Modell?	71
Erich Zalten: Die Problemverschlingung von Liberalismus und Kommunitarismus. Bemerkungen zur politischen Theorie und Ethik	85
Paul Trappe: Gemeinschaft und Gemeinschaftshandeln – Variationen zu einem traditionsreichen Thema	107
Michael Walter Hebeisen: Liberalismus und Kommunitarismus betreffend das Verhältnis des Rechten zum Guten – Prinzipielle Opposition oder pragmatische Annäherung, Vorrang oder Unabhängigkeit? (Ein Bericht zur Tagung der Schweizerischen Vereinigung für Rechts- und Sozialphilosophie vom 23./ 24. Oktober 1998 in Basel zum Thema „Kommunitarismus versus Liberalismus“, mit einer Auswahlbibliographie)	119
Autoren / Auteurs / Contributori	163

Ueli Mäder

Kommunitäre Individualität und neue Identität

Seit der spektakulären Mondlandung (1969) und erst recht seit dem Bruch der Berliner Mauer (1989) ist viel von einer neuen „Weltidentität“ oder „weltbürgerlichen Identität“ die Rede. Das globale Bewusstsein fördere den sozialen Zusammenhalt, heisst es, die Individualisierung behindere ihn. Ob das zutrifft? Gegenläufige Tendenzen sind feststellbar. Mich interessiert, welche neuen Anforderungen der soziale Wandel an die Individuen und deren Verständnis von Identität stellt.

1. Hypothese und Begriffe

Mit der Globalisierung kommt es laut Jürgen Habermas zu einer „postnationalen Konstellation“ (1998), die den sozialstaatlichen Kompromiss gefährdet. Die Verschärfung der Konkurrenz stärkt die Macht der längst grenzüberschreitenden Wirtschaft. Sie erfordert ein gesellschaftliches und politisches Korrektiv. Ansätze sehe ich in Bestrebungen einer globalen Zivilgesellschaft und weltweiten Demokratisierung. Sie bilden hier den Rahmen meiner Orientierungsthese. Sie lautet: Der sozio-ökonomische Wandel und die zivilgesellschaftliche Option verlangen eine kommunitäre Identität. Wichtige Merkmale sind die autonome Beziehungsfähigkeit, die kooperative Individualität und das Zulassen von Ambivalenz.

Die Identität ist ein „Schlüssel zur subjektiven Realität“ (Berger 1997). Sie steht in dialektischer Beziehung zu gesellschaftlichen Prozessen. Hat sich eine Identität herausgebildet, wird sie durch soziale Beziehungen bewahrt und verändert. Die Gesellschaftsstruktur prägt die Prozesse mit. Die Identität, die sich durch das Zusammenwirken von Organismus, individuellem Bewusstsein und Gesellschaftsstruktur entwickelt, wirkt ihrerseits auf die vorhandene Struktur ein, erhält sie, formt sie. Jede Gesellschaft hat ihre Geschichte, in deren Verlauf eine spezifische Identität entsteht, die von Menschen beeinflusst wird, die wiederum ihre eigenen Identitäten haben.

Der Begriff der kommunitären Individualität bezieht sich auf die Debatten über den Kommunitarismus. Sie bewegen sich auf drei Ebenen (Heinzmann 1998), einer philosophischen, soziologischen und politischen. Auf der philosophischen Ebene dominiert die Liberalismuskritik. Sie reagiert auf John Rawls „Theory of Justice“, die sich ihrerseits als sozialliberale politische Theorie gegen Utilitarismus und den „libertarianism“ wendet. Autoren wie Sandel und Taylor kritisieren Rawls Menschenbild, das von weitgehend unabhängigen Wesen ausgeht. Sie machen geltend, dass Menschen nur in Gemeinschaften existieren und eine Identität aufbauen können. Auf der soziologischen Ebene geht es um den Gegensatz zwischen Individualismus und Gemein Sinn. Robert N. Bellah befasst sich in seiner Studie über die „Gewohnheiten des Herzens“ damit. Er beschreibt, wie sich das Gemeinschaftsleben in den USA teilweise

auföst. Auf der politischen Ebene bewegen sich etwa die Anstrengungen von Amitai Etzioni. Er will die Verantwortung des Einzelnen für die Gemeinschaft fördern; beispielsweise durch die Stärkung kommunaler Selbsthilfe, aber auch durch moralische Grundlagen. Sie sollen eine Individualität stärken, die sozial eingebunden ist und die persönliche Freiheit mit einer kommunitären Identität verknüpft.

2. Implikationen des sozialen Wandels

Zwei Erscheinungen prägen den sozialen Wandel: die Individualisierung und Globalisierung. Sie sind für die Herausbildung einer neuen Identität wichtig. Innerhalb eines Jahrhunderts haben sich in der Schweiz die Lebenserwartung fast verdoppelt, die durchschnittliche Erwerbszeit halbiert und die Realeinkommen verachtfacht. Die Möglichkeiten, Lebensqualität zu verwirklichen, sind günstiger, aber bedrohter denn je. Nach dem zweiten Weltkrieg verbesserten breite Bevölkerungskreise ihre materielle Lage. Seit den rezessiven Einbrüchen halten aber die unteren Löhne mit den steigenden Lebenskosten nicht mehr Schritt. Unsicherheit verbreitet sich. Hinzu kommt der Wandel der Lebensformen. Die Alleinlebenden und Alleinerziehenden nehmen zu. In städtischen Agglomerationen wohnt in jedem zweiten Haushalt eine Einzelperson und nur noch in jedem fünften eine Familie mit Kindern. Doch das System der sozialen Sicherung orientiert sich an traditionellen Familien, an Vollbeschäftigung, existenzsichernden Löhnen und gradlinigen Erwerbsbiographien. Haus-, Erziehungs- und Betreuungsarbeiten sind ungenügend abgedeckt.

Die Individualisierung bedeutet Vereinzelung. Sie erhöht indes die persönliche Entscheidungsfreiheit. Das Wissen um verschiedene Optionen und deren Akzeptanz relativiert gängige Vorstellungen von dem, was „normal“ ist. Das fördert die Toleranz. Die vielfältigen Erwartungen der pluralistischen Gesellschaft bringen aber auch Stress und Orientierungslosigkeit mit sich. Die Unübersichtlichkeit wirkt teilweise lähmend. Apathie ist eine Reaktion auf Überforderung, manchmal auch eine Form des Widerstandes. Dass die Individualisierung die familialen und sozialen Bande schwächt, wird viel beklagt. Ich halte sie trotzdem für eine historisch notwendige Phase. Sie trägt dazu bei, enge Kontrollen zu lockern. Damit ist allerdings die Gefahr verbunden, in eine Beliebigkeit abzudriften, die sich um Mitmenschen foutiert. Fahrlässig wäre es, mit freiwilliger Solidarität die gesellschaftliche Verbindlichkeit der Existenzsicherung ersetzen zu wollen. Eine gute soziale Infrastruktur soll nach meinem Dafürhalten die Individuen darin unterstützen, eigene Verantwortung wahrzunehmen. Die Ideologie des Individualismus überfordert vorallem sozial Benachteiligte. Sie lasten sich Schwierigkeiten an, die gesellschaftlich mitbedingt sind. Menschen, über denen das Damoklesschwert der Erwerbslosigkeit schwebt, passen sich an. Sie klammern sich an ihre Arbeit. Wenn ein finanzieller Abstieg droht, wollen sie weder Stellenprozente teilen, noch einen Aufbruch zu neuen Ufern wagen. Sie erleben die erhöhte Flexibilität als Zwang. Die Mobilität weicht Grenzen auf, baut Leitplanken ab. Sie könnte Horizonte erweitern; nicht aber, wenn sozialstaatliche Sicherungen schwinden und die Konkurrenz zwischen den Individuen forciert wird.

Wir sind von Kindesalter an daran gewohnt, von vermeintlichen Niederlagen anderer zu profitieren. Die gängige Sozialisation schürt die Rivalität untereinander. Als Ausweg bietet sich die egozentrische Einsamkeit an. Die Isolation nährt die Ressentiments, die einen selber vergiften. Die rezessiven Einbrüche verstärken einerseits die Flucht nach vorn, andererseits den Rückzug; sie machen deutlich, wie wichtig soziale Kompetenzen sind. Dazu gehören die Fähigkeit zur Kooperation und der Zugang zu eigenen Gefühlen. Wenn die Normerfüllung zum zentralen Lebensinhalt wird, gerät die emotionale Basis in Gefahr. Gefühle werden hinter verriegelte Türen verbannt. Doch die gesellschaftlichen Probleme wirken in die Familien hinein, die im Zeichen der Individualisierung immer mehr Druck auffangen müssen und dadurch überfordert werden. Männer realisieren allmählich, wie hoch der Preis ist, den sie für die Aufrechterhaltung der Fassaden bezahlen. Die Bereitschaft, Schwächen einzugestehen, hilft, verlorene Gefühle zu entdecken und soziale Bande zu knüpfen. Aber was sollen diese kleinen Schritte angesichts der teilweise gegenläufigen Globalisierung?

Die weltwirtschaftlichen Verflechtungen stellen die zivilgesellschaftlichen in den Schatten. Globale Strukturen dominieren die lokalen. Die „grosse Freiheit“ ist die Freiheit der Grossen. Die Globalisierung gefährdet den sozialen Zusammenhalt. In zehn Jahren hat sich der Welthandel auf fünf Billionen US-Dollar verdoppelt. Die Finanzströme sind von zwanzig auf über dreihundert Billionen US-Dollar gestiegen. Noch nie hatten so wenige Menschen soviel Macht wie heute. 450 Personen verfügen über gleichviel Geld wie die Hälfte der Menschen. Transnationale Unternehmen entziehen sich dem gesellschaftlichen Korrektiv. Staaten geraten in Standortwettkämpfe mit andern Staaten. Sie fangen an, selber wie Unternehmen zu funktionieren. Die Globalisierung refeudalisiert die Besitzverhältnisse und gibt autoritären Strömungen Auftrieb. Sie ersetzt Institutionen der Demokratie durch elektronische Kommunikation zwischen atomisierten Individuen. Der liberale Soziologe Ralf Dahrendorf (1998:52) fürchtet ein 21. Jahrhundert des Autoritarismus. Die monokausal-ökonomistische Weltmarktdominanz ist weder sozial-, noch umweltverträglich. Der kritisierte Globalismus strebt eine gewinnträchtige Konsumkultur an. Er betrachtet die Welt als Spielcasino und beurteilt Menschen nach ihrer Kaufkraft. Aber es gibt auch eine Globalität, die weltoffen ist und die Gesamtheit der sozialen Beziehungen umfasst. Sie versucht, zivilgesellschaftlich orientiert, den sozialen Zusammenhalt zu fördern.

3. Zivilgesellschaftliche Optionen

„Bürgerrechtsbewegungen“ verleihen der „civil society“ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts neue Aktualität. Sie wollen zivile Einrichtungen vor staatlichem Zugriff schützen. Tendenzen der Deregulierung bringen mit dem Rückzug des Staates neue Gesichtspunkte in die Debatte. Die Reaktivierung des Zivilen und die weltweite Vernetzung sollen sowohl den gesellschaftlichen als auch globalen Zusammenhalt fördern. Der Kommunitarismus setzt sich mit der Frage auseinander, „wie wir eine Zivilgesellschaft wiederherstellen“ (Ami-

tai Etzioni 1995, 3). Im Vordergrund stehen die Aktivitäten ausserhalb der staatlichen Institutionen. Sie gehen von Einzelpersonen, Familien, Gemeinschaften, sozialen Bewegungen, Genossenschaften und Gewerkschaften aus. Michael Walzer verwendet den Begriff „Zivilgesellschaft“ entsprechend.¹ Eine engere Fassung klammert alle produktiven Tätigkeiten aus. Gemeinsam ist beiden Prägungen die Abgrenzung zum staatlichen Bereich. Nach Giddens (1997, 187) ist indes „die Zivilgesellschaft nie bloss eine Reihe von Einrichtungen ausserhalb des Staates“. Der Staat nimmt Funktionen wahr, die von öffentlichem Interesse sind. Auch wenn die Unterscheidung von ziviler Gesellschaft und Staat als Kennzeichen der Moderne gilt, ist eine klare Abgrenzung schwierig. Jedenfalls mehrten sich in der heutigen Zeit die Stimmen jener, die zwar eine kritische Distanz zum Staat haben, ihn aber – mit Verweis auf die Globalisierung und Deregulierung – in Schutz nehmen und einen grenzüberschreitenden Verbund anstreben. In der Schweiz geschieht dies auch mit Verweis auf die im internationalen Vergleich tiefe Staatsquote.

Anthony McGrew (1998, 407) diskutiert verschiedene Ansätze einer transnationalen Demokratie. Der liberal-demokratische Internationalismus plädiert für eine pluralistische Vereinbarung zwischen Staaten und internationalen Organisationen. Er knüpft reformerisch an Vorhandenes an. Die kosmopolitische Demokratie sieht hingegen mehr zentral-demokratische Strukturen vor. Sie gelten für alle, die in der universalen (Welt-)Gemeinschaft leben. Die kommunitaristische Demokratisierung tritt für alternative Formen gemeinschaftsorientierter Prinzipien ein. Es geht mehr um die regionale Konstituierung, denn um die Interationalisierung demokratischer Strukturen. Globale Aspekte bleiben vernachlässigt. Ich halte dafür, die Ansätze miteinander zu verknüpfen. Die Betonung der lokalen Perspektiven muss die globalen einbeziehen. Und das nicht bloss bewusstseinmässig, wie der Slogan „Global denken, lokal handeln“ suggeriert. Wenn sich nationalstaatliche Grenzen aufweichen, ist es wohl nötig, das übergreifende Korrektiv zu stärken. Ich denke dabei an keine Weltregierung, sondern an eine Aufwertung der demokratisch legitimierten, handlungsfähigen Vereinten Nationen. Sie sind am ehesten in der Lage, Verbindlichkeit zu garantieren und die vielfältigen Anstrengungen an der Basis zu stützen, die den sozialen Zusammenhalt und die Herausbildung einer kommunitären Identität entscheidend fördern.

4. Kooperative Autonomie

Wir Menschen sind von Anfang an auf andere angewiesen. Wir entwickeln uns in Beziehungen. Unser Ich kann weder aus sich selbst entstehen, noch alleine existieren. Die Autonomie wächst in Entwicklungsprozessen. Sie ist die Vor-

1 Michael Walzer gilt als „kommunitaristischer Liberalismuskritiker“ und als „liberaler Kommunitarismuskritiker“. Die von ihm geforderte Liberalismuskorrektur hat die Wertorientierung einer Gesellschaft selektiv zu verstärken. Die gemeinsame Orientierung an der individuellen Freiheit ist mittlerweile zum Kern der kollektiven Wertbindung in den modernen Gesellschaften geworden. (Meyer 1996:42)

aussetzung für solidarische Beziehungen. (Schmid 1994, 503) Zur Autonomie gehört die Authentizität. Sie ermöglicht Begegnungen, die mehr als blosser Kontakte sind. Ohne Autonomie drohen Verschmelzung, Vermassung, Gefolgschaft; ohne Solidariät kommt es zu Narzissmus und Isolationismus. Dann kämpfen alle gegen alle. Die enge Gemeinschaft gefährdet die Autonomie. (Beck 1997, 395) Sie zwingt zu übermässiger Konformität. Eine wirksame Erneuerung der sozialen Solidarität ist dann möglich, wenn sich die persönliche Autonomie mit der gesellschaftlichen Demokratisierung verbündet. Die von Erik Erikson beeinflussten Autonomiedebatten der 50er und 60er Jahre orientierten sich stark am Individuum. Die aktuelle Diskussion rückt den gesellschaftlichen Bezug mehr in den Vordergrund. Die persönliche Autonomie hängt vom Gelingen einer sozialen Integration ab, die nicht mit Assimilation zu verwechseln ist. Zur Autonomie gehört die Konomie, die Mitgesetzlichkeit. (Saner 1997, 93) Sie meint den Weg zu den Normen und den Vereinbarungen im Rahmen einer möglichst symmetrischen Kooperation. Die Konomie verbindet idealerweise die Autonomie mit einer kooperativen Solidarität, die mehr ist als ein äusserer Akt, nämlich eine innere Haltung und Bereitschaft zur Kommunikation.

Das menschliche Individuum gilt als selbständiges, vernunft- und willensfähiges Wesen. Es zeichnet sich durch eine spezifische Gesamtheit strukturierter und gegenüber anderen Individuen abgrenzbarer Merkmale der Denk- und Verhaltensweisen aus. (Hartfiel 1972, 290) Die sozialphilosophische Dogmengeschichte hat das Individuum wiederholt als begriffliche Entgegensetzung zu Gemeinschaft und Gesellschaft verstanden. Es wurde, scheinbar unabhängig von den Faktoren der gesellschaftlichen Umwelt, als eine Einheit interpretiert, die über einen freien Willen verfügt und sich selbst Massstäbe setzt. Die Gegenwartssoziologie geht von der anthropologischen Prämisse aus, dass das Individuum erst durch die Gesellschaft zu dem werden kann, was das soziale Wesen in seiner spezifischen Ausprägung ausmacht. Der Individualismus wird heute als wesentliches Merkmal des sozialen Wandels hingestellt. Damit verbindet sich häufig eine Kritik an der Atomisierung und Vereinzelung der Gesellschaft. Während die einen die menschliche Isolation und den individualistischen Ego-Trip beklagen, betonen andere die Zunahme der individuellen Wahlfreiheit und der sozialen Selbsthilfe. Ob neue solidarische Netze die Grundlage für die Ueberwindung des „Zeitalters des Narzissmus“ und des ausgeprägten Individualismus bilden, lautet die eine Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt. Eine andere ist, ob wir noch blind für neue Muster sind, in denen ein hohes Potential an Beziehungsfähigkeit stecken könnte.²

Kommunitaristische Ansätze kritisieren den extremen Liberalismus und den sozial entpflichteten Individualismus. Sie fordern einen neuen Gemeinsinn mit zivilgesellschaftlicher Bürger/innen-Tugend und starken, eigenwilligen, aber sozial eingebundenen Individuen. Die „kommunitäre Individualität“ (Keupp

2 Heiner Keupp (1995, 361) skizziert eine kooperative Individualität mit starker Neigung zu der von Ulrich Beck (1986) beschriebenen freiwilligen Solidarität, die eine neue Form der Alltagssolidarität darstellt.

1995, 331) verknüpft die individuelle Lebensgestaltung mit sozialer Verantwortung. Die persönliche Entscheidungsfreiheit realisiert sich in einem kommunikativen Netz, das Risiken mindert und damit Freiräume ermöglicht.³

Der anonyme Automatismus abstrakter Regeln berührt die Ich-Identität, von der es oft heisst, dass sie sich auflöse. Die Moderne scheint eine „eigene Sehnsucht nach Identität“ (Prokla 96, 357) hervorzubringen. Fundamentalistische Strömungen bieten spezifische „kollektive Identitäten“ an. Wolfgang Schmidt (1994, 359) geht der Spannung zwischen Identität und Modernität nach. Die Regeln moderner Technologie drohen die Vielfalt der Welt in marktfähige, universelle Verhaltensmuster einzuschmelzen. Der Planierungsprozess relativiert die Idee vom sich selbst verwirklichenden Individuum. Er impliziert eine „Identität von oben“ (Niethammer 1994, 388), die als verordnete, festgeschriebene Kollektividentität auftritt. In einer entzauberten Welt sind kollektive Identitäten zerbrechlich. Der Druck ökonomischer Märkte und die Auflösung kultureller Traditionen erschweren ein gemeinsames Demokratieverständnis. Ordnungskräfte können jedoch keine Gesellschaft auf Dauer zusammenhalten. Wichtiger ist eine gewisse Konsistenz der Werte und Ueberzeugungen. (Sabet 1994, 20) Die Menschheit hat im Schlepptau der politischen Entwicklung Zug um Zug die Horden-Identität zugunsten einer Stammes-Identität zurückgedrängt; und sie hat diese wiederum zugunsten einer völkischen und schliesslich nationalen Identität abgestreift. Nun reifen die Merkmale einer universellen Identität heran. Manche Menschen empfinden diese Entwicklung als Identitätsverlust. Teilweise erweitert sie aber auch unser Zugehörigkeits- und Selbstwertgefühl.

Möglicherweise haben die subjektiven Belastungen, die mit der fortschreitenden Ausdifferenzierung der politischen Strukturen einhergehen, auch einen Punkt erreicht, an dem Gegenbewegungen in Richtung Entdifferenzierung eintreten. (Brand 1982, 60) Diese können sich als Kristallisationspunkte für die Herausbildung neuer kollektiver Identitäten erweisen. Die Fragmentierung des lebensgeschichtlichen Zusammenhangs fördert aber auch privatistische, konsumtive Existenzweisen. Sie sind auf Sinnsurrogate anfällig, die etwa über Drogen zu Formen einer kollektiven Infantilität führen können. Hinzu kommen Tendenzen der Ueberanpassung sowie Syndrome eines neuen Narzissmus. In der infantil bleibenden psychischen Struktur erwächst das Ich-Ideal einem primär-narzisstischen, omnipotenten Selbst, dessen reales Ich aber schwach bleibt.

3 Horst-Eberhart Richter (1975, 71) hat bereits in den siebziger Jahren darauf hingewiesen, dass ein neues Gemeinschaftsleben die Ueberwindung alter, bürgerlicher Individualismuskonzepte voraussetzt. Ein Ansatz findet sich bei Martin Buber (1985, 301). Echte Gemeinschaft erfordert die Verwirklichung des Ich und Du. Sie kommt auch in grösserem Rahmen nur in dem Masse zustande, wie die Einzelwesen ihre Eigenständigkeit beibehalten. Die ständige Erneuerung der Gemeinschaft setzt ein Ich voraus, das Ich- und Du-bezogen ist. Menschen sind umso personhafter, je stärker sie in der menschlichen Vielfalt das Du in ihr Ich aufnehmen. Opielka (1990) plädiert in diesem Sinn für eine Neugestaltung der Gesellschaft, die eine Individualisierung durch Gemeinschaft ermöglicht.

5. Ambivalentes Selbst

Während den relativ stabilen Wachstumsbedingungen der Nachkriegszeit hat der Entwicklungspsychologe Erik Erikson (1975) beschrieben, wie sich Menschen durch freies Rollen-Experimentieren in irgendeinem Sektor der Gesellschaft ihren Platz suchen. Die Erwartungen waren einigermaßen klar. Die Identität hing davon ab, ob sie sich erfüllen liessen. Es galt, Anspruch und Wirklichkeit möglichst zur Deckung zu bringen. Die Pluralisierung der Lebenslagen macht heute die Identitätsarbeit zu einem prekären Akt der Balance. Heiner Keupp (1995, 275) zeigt unter den Voraussetzungen zunehmender Fragmentierung und Dezentrierung die Vorteile einer „Patchwork-Identität“ auf. Das Subjekt wird zum Konstrukteur seiner selbst. Es nabelt sich von den Erwartungen des Umfeldes ab. Hans Joas (1995, 75) kritisiert die Annahme einer „Postmoderne“, in der lauter Singles ihre individuellen Biographien basteln und das Ende des Sozialen ausdrücken. Er wird aber damit Keupp nicht gerecht, der die Patchwork-Identität von der beliebig multiplen abgrenzt und betont, wie wichtig es ist, bei den vielfältigen Erwartungen, seine eigenen zu definieren.

In einem späteren Aufsatz über die „Identität der pluralistischen Gesellschaft“ konkretisiert Heiner Keupp (1997, 133–148), was er unter einem „reflexiv-kommunitären Selbst“ versteht, das sich vom proteischen sowie vom fundamentalistischen Selbst unterscheidet. Zum proteischen gehört die „allseits fitte Person“. Sie sucht keinen persönlichen Kern, legt sich nie definitiv fest, trainiert sich Fähigkeiten an („Corporate Fitness“), hält sich ans „Lean-“ und „Body-Management“, geht in die Breite, statt in die Tiefe. Zum Identitätsangebot des proteischen Selbst gehört auch die „Person mit ‚multioptionalen‘ Lebenschancen“. Sie geht davon aus, dass alles in ihrer Hand liegt. Die Kehrseite derselben Münze bildet das sich selbst kontrollierende Subjekt. Es hat sich scheinbar von allen Zwängen gelöst, übernimmt die Verantwortung für alles, propagiert die perfekte Welt durch Selbstkontrolle. Das fundamentalistische Selbst setzt auf die ewigen Wahrheiten der menschlichen Existenz. Es paart sich mit dem nationalen Grössenselbst. Das reflexiv-kommunitäre Selbst versteht sich als Alternative zum liberalistischen. Es lehnt die Fiktion eines ungebundenen Selbst ab. Das autonome Subjekt setzt die Bereitschaft und Fähigkeit zum Dialog voraus.

„Wir leben im Zeitalter des ‚und‘ – was heisst: der Ambivalenz“, so Ulrich Beck (1993, 27). Neue Identitäten orientieren sich am Muster des „global managers“. Bürger/innen müssen heute in übernationalen Kategorien denken. Identität ist nicht als abschliessbares Projekt zu betreiben. Sie wird, teilweise von Standardisierung überlagert, zu einer Art Suchhabitus, der nie endet. Der Verlust an Eindeutigkeit erhöht die Ambivalenz. Selbst die siegreichen Institutionen des Westens verlieren an historischer Selbstverständlichkeit. Die Zukunft ist unbestimmt. Die offene Situation erzeugt aber auch ein Vakuum. Verschiedene Optionen sind möglich. Die einen schätzen neue Entscheidungsmöglichkeiten als Herausforderung. Andere fühlen sich überfordert.⁴

4 Peter F. Schmid (1994) bezeichnet die Achtung des Individuums als Europas kostbarste

Die Universalisierung der Verhaltensmuster und Pluralisierung der Lebensstile sind gegenläufige Tendenzen. Die Vielfalt gerät zum hoffentlich heilsamen Stolperstein für jene, die unter den neuen Bedingungen die alte deckungsgleiche Identität suchen oder der Versuchung erliegen, möglichst vielen fremden Erwartungen gerecht zu werden. Mit der Pluralisierung verbreitet sich auch ein (Selbst-)Verständnis, das Differenzen respektiert. Die ambivalente Identität lässt Widersprüche zu, ohne in Beliebigkeit abzudriften. Die Akzeptanz einer Differenz, die nicht auf Spaltung angelegt ist, dynamisiert den Entwicklungsprozess. Sie vermindert ausgrenzende Homogenisierungen, die Identität als etwas verstehen, das sich von oben und für alle verordnen lässt. Ich plädiere dafür, Abstand zu deckungsgleichen Identitätsvorstellungen zu halten. „Kommunitäre Identität“ kommt dort zustande, wo Widersprüche zugelassen sind. Der Individualismus lässt auf neue Formen der Gemeinschaft hoffen, die sich mit dem Anliegen persönlicher Emanzipation vereinbaren lassen. „Der Rückzug von einer Welt, die Angst macht oder anekelt, hat noch selten etwas an ihr geändert“, kritisiert Wiegand (1986:86) die „Flucht in die Gemeinschaft“. Sie ist die Kehrseite der Isolation in den eigenen vier Wänden oder in der sachlich-distanzierten Masse. Die Ueberwindung der Abkapselung erfordert ein Verständnis von Gemeinschaft, das sich an Partizipation und Kooperation orientiert und nicht rückwärts gewandt instrumentalisieren lässt. Die kommunitäre Individualität verknüpft die Autonomie mit einer selbst gewollten Verbindlichkeit. Sie ermöglicht eine neue Qualität sozialer Beziehungen.

Literatur

- Beck Ulrich (Hrsg.), *Kinder der Freiheit*. Suhrkamp, Frankfurt .M. 1997
 ders., *Die Erfindung des Politischen*. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1993
 Bellah Robert N, et al., *Gewohnheiten des Herzes*. Bund, Köln 1987
 Berger Peter L (Hrsg.), *Die Grenzen der Gemeinschaft*. Bertelsmann, Gütersloh 1997
 Buber Martin, *Pfade in Utopia*. Lambert Schneider, Heidelberg 1985
 Brand Karl-Werner, *Neue soziale Bewegungen*. Westdeutscher, Opladen 1982
 Brumlik Micha, *Gemeinschaft und Gerechtigkeit*. Fischer, Frankfurt a.M. 1993
 Dahrendorf Ralf, „Anmerkungen zur Globalisierung“, in: U. Beck (Hrsg.), *Perspektiven der Weltgesellschaft*, Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1998, 41–54
 Erikson Erik H, *Dimensionen einer neuen Identität*. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1975
 Etzioni Amitai, *Die Entdeckung des Gemeinwesens*. Schäffer, Stuttgart 1995
 Giddens Anthony, *Jenseits von Links und Rechts*. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1997
 Habermas Jürgen, *Die postnationale Konstellation*. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1998
 Hartfiel Günter, *Wörterbuch der Soziologie*. Kröner, Stuttgart 1972
 Heinzmann Claudia, *Kommunitarismus*. Paper, Institut für Soziologie, Basel 1998
 Keupp Heiner, „Identitätsbeziehungen“, in: S. Grossenbacher, *Schule und Soziale Arbeit*. Haupt, Bern 1997, 133–149
 ders., *Der Mensch als soziales Wesen*. Piper, München 1995

Utopie. Mit der Ueberwindung der lähmenden Zweiteilung der Welt lebte sie weiter auf. Doch neue Rückschläge ziehen die Hoffnung in Zweifel.

- McGrew Anthony, „Demokratie ohne Grenzen?“, in: Ulrich Beck (Hrsg.), *Politik der Globalisierung*. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1998, 374–419
 Niethammer Lutz, „Konjunkturen und Konkurrenzen kollektiver Identität“, in: *Prokla*, Nr. 96, Münster 194, 378–400
 Richter Horst E, *Lernziel Solidarität*. Ex Libris, Zürich 1975
 Sabet Huschmand, *Der Übergang vom Global Crash zur Weltidentität*. Horizonte, Stuttgart 1994
 Saner Hans, „Solidarität – Aber welche?“, in: Georges T. Roos (Hrsg.), *Wozu noch Solidarität?* Scherz, Bern 1997; 88–100
 Schmid Peter F, *Personenzentrierte Gruppenpsychotherapie. Solidarität und Autonomie*, Ed. Humanistische Psychologie, Köln 1994
 Schmidt Wolfgang, „Die Sehnsucht nach Identität“, *Prokla*, Nr. 96/1994, 359–378
 Taylor Charles, „Der Begriff der ‚bürgerlichen Gesellschaft‘ im politischen Denken des Westens“, in: Brumlik Micha 1993, 117–149
 Tönnies Ferdinand, *Gemeinschaft und Gesellschaft*. Wiss. Buchges., Darmstadt 1979
 Trappe Paul, „Gemeinschaft – Gesellschaft – Person“, in: *Akademie Deutsch-Italienischer Studien* 1997, 253–271
 Walzer Michael, *Lokale Kritik – globale Standards*. Rotbuch, Hamburg 1996
 Wiegand Ronald, *Gemeinschaft gegen Gesellschaft*. Fischer, Frankfurt a.M. 1986